

Unser ganzes Seelendurchdringen  
 Soll die Lieb' zum Vaterland  
 Wollen ihm zum Opfer bringen  
 Gut und Blut und Herz; und Hand!  
 Wollen für dasselbe leben,  
 Und wenn einst Gefahr im droht,  
 Freudig unser Herzblut geben,  
 Treu ihm bleibend bis zum Tod!

Friz Treugold.

## Blutende Wunden.

(6. Fortsetzung.)

Erzählung aus der Jetztzeit von A. Wilken.

(Nachdruck verboten.)

Geht liegt der Wald totenstill. Die Sanitäter haben noch in der Nacht ihr Samariterwerk getan; mit ihren Äthyllampen, deren kalkweißes Licht weite Strecken überstrahlt, haben sie das Gelände abgeleuchtet, soweit der Kampf gewütet. Auf Bahren hat man die fast leblosen oder stöhnen- den Feldgrauen fortgetragen — einen fanden sie nicht.

Ein großer, schlanker Reder hatte sich unter unsäglichen Schmerzen tief in ein dichtes Gebüsch hineingebuddelt. Er hörte in seiner Betäubung wie aus weiter Ferne das Bumbum der Kanonen, das scharfe „ff, ff“ der Kugeln.

In seiner Seele war ein Gefühl, als gehöre er dieser Welt nicht mehr an, der Welt, wo Haß, Neid, Zwie- tracht, Rache und Tod zu- hause ist.

Kleinlich und töricht er- schienen ihm alle unedlen Triebe der Menschen, die so viel Unglück stifteten.

Und dann ward es Nacht um ihn.

Und als die kalte Sonne am nächsten Morgen in sein Versteck hineinzudringen ver- suchte, stand dort ein junges, kaum dem Kindesalter ent- wachsen Mädchen in ein- facher Bauertracht mit in stillem Schmerz gerungenen Händen. Sie blidte lange in das blasse Gesicht des Da- liegenden, und dann schluchzte sie auf.

War er tot?

Wenn er tot war, dann hatte er ausgelitten, dann

war es schon einerlei. Doch wenn er lebte? Sie zitterte bei diesem Gedanken.

Ja, wenn er lebte, und der Vater fände ihn, so war ihm eine Angel sicher.

Sie sah ihren Vater noch, wie sie ihn soeben gesehen, in seiner robusten Kraft, so wenig feinführend, ein fanati- scher Patriot, ein Deutschen- hasser, wie er bestialischer nicht gedacht werden konnte.

Sie sah ihn, wie er, am Eingange des Dorfes stehend, die Verheerungen musterte, die die verhassten Preußiens angerichtet hatten, und er hatte die Hände geballt und lästerlich geflucht.

Pierre Laronge war Holz- wärter; sein Häuschen mit dem windfahigen Dach und den blinden Scheiben, morsch und altersschwach, war heil und ganz geblieben. Aber das konnte seine Mut nicht vermindern. Es war Zufall, und es stand zu sehr abseits im Walde, geschützt durch die breiten Stämme der Bäume.

Ah, was machte es, daß das schreckliche Kriegsgespent an seinem Hause vorüber- gegangen!

Wie sah das blühende Dorf aus, ein wüster Trüm- merhaufen war es.

Das ganze Land ver- wüsteten diese Hunde, diese Barbaren, diese Preußiens.

Aber Gott gnade dem, der lebend oder tot in seine räubigen Hand würde er ihn



Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Austausch-Verwundete auf der Heimfahrt aus franzö- sischer Gefangenschaft nach Deutschland.

behandeln. — Annette kannte ihren Vater. O, wie sie ihn kannte.

Wie oft hatte sie seine harte Hand auf ihrem jungen, zarten Körper gefühlt, wenn er, aufgewiegelt von der Stiefmutter, in Zorn gegen sie geriet; bis die Großmutter sie eines Tages mit sich nahm in ihre stille kleine Klausur.

Ein Häuschen war's, schlechter noch als das des Holzwärters, verfallen und klein; allein es wohnte der Friede darin und ein festes Gottvertrauen und ein stilles Genügen.

Annette war glücklich, als sie in den Frieden kam. —

Das Mädchen faltete die Hände, als sie den Soldaten dort liegen sah.

„Liebet eure Feinde,“ stammelte sie. „Segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, so euch verfolgen und beleidigen.“

Der da war ihr Feind. Wenn sie konnte, wollte sie ihm wohlthun. Wenn er lebte.

Sie überwand das Grauen, beugte das Ohr an die Brust des leblos Daliegenden, horchte — ja, sie vernahm einen leisen, leisen Schlag.

Sie irrte nicht, der Mann lebte.

So schnell ihre Füße sie trugen, lief sie zu der kleinen Rathe der Großmutter.

„Großmutter,“ rief sie atemlos, „draußen liegt ein Soldat, ein schöner Mann. Er muß verwundet sein, stirbt vielleicht. Oder was schlimmer wäre, er gerieth in Vaters Hände. Dann wehe ihm.“

„Wo liegt der Soldat?“ fragte die Alte.

Ihr mildes Auge ward belebt, ihre zusammengesunkene Gestalt straffte sich.

„Nicht weit von hier, Großmutter; wollen wir ihm beistehen?“

„Wenn wir können, gewiß, mein Kind.“

„So komm schnell, Großmutter, ehe Vater ihn findet. Ich sah ihn am Eingange des Dorfes stehen mit geballten Händen, schrecklich fluchend.“

„Du meinst, wir sollen ihn hier unterbringen, Annette? Ja, kann der Mann denn gehen?“

„Ich weiß es nicht, Großmutter. Nur das weiß ich, daß Eile vonnöten ist.“

Das sah die alte Frau ein. Erführe ihr Schwiegersohn, daß sie einem verhafteten Preussens beigestanden, es gäbe Mord und Todschlag. Er war ein böser Mensch, der Pierre Varonge, ihre arme Tochter hatte nicht viel gute Stunden bei ihm gehabt.

„So komm, Kind. Laß uns sehen, was zu machen ist.“

Großmutter nahm aus einem Schranke ein Fläschchen, darin Cognak war. Etwas Belebendes mußte ein verwundetes Menschenkind haben, um die paar Schritte nach ihrer Hütte zu machen. Und schleppen konnten sie ihn nicht, sie beide mit den schwachen Kräften.

Als Annette vorsichtig die Zweige des Versteckes auseinanderbog, schlug der Feldgrau gerade die Augen auf.

Er blickte wie geistesabwesend um sich.

„Wo bin ich?“

Als er sich jedoch aufrichten wollte, brach er mit einem Wehlaut zusammen. In seiner Hüfte bohrte und schnitt es, ihn dürstete, ihn fror. Und er war so müde.

Er schloß die Augen. Mochte der Tod kommen. Er war bereit.

Da schlug die zitternde Stimme der Alten an sein Ohr, wie mahnend: „Mann, wer Sie auch sind, kommen Sie zu sich. Dort hinten steht mein Schwiegersohn, Sie sind verloren, wenn er Sie hier findet. Versuchen Sie, sich zu erheben.“

Nur undeutlich, wie ein fernes Gemurmel drang die Stimme an das Ohr des Verwundeten, schon drohten ihm die Sinne zu schwinden.

Da griffen die beiden Frauen an, behutsam aber fest, und die Alte rief in unterdrückter Angst: „Auf, auf! Es gilt Ihr Leben.“

Da machte der Feldgrau einen energischen Versuch, seiner Ohnmacht Herr zu werden.

Unter furchtbaren Schmerzen, halb von den Frauen getragen, schwannte er langsam der Wohnung zu. Hier brach er zusammen.

„Gottlob,“ riefen Großmutter und Enkelin wie aus einem Munde.

Sie kannten den Menschen nicht, er war ihr Feind, hatte gegen sie gekämpft, geholfen, ihr Land zu verwüsten, aber er tat nur seine Pflicht. Er tat es nicht aus bösem Antriebe. Mochte er sterben, was machte es ihnen aus. Aber er starb doch nicht wie ein Hund an der Straße. Warmherzige Hände würden ihm den Trunk an die Lippen setzen, würden für ihn sorgen. Und sie würden ihm in dunkler Nacht ein Grab unter den rauschenden Bäumen schaufeln, über seine Leiche ein Gebet sprechen.

Sie hatten den jetzt gänzlich wieder seiner Sinne Beraubten in ein kleines Verließ neben der einzigen Stube, die das Häuschen außer der Küche noch barg, gesleppt.

Dort schlief Annette, während das Bett der Großmutter in der ziemlich geräumigen Stube stand.

Auf Annettes Bett brachten sie den Soldaten mit aller menschenmöglichen Kraft unter, entledigten ihn der Kleider, sofern dieses in ihrer Macht lag, wusch ihm Stirn und Schläfen mit kaltem Wasser.

Die Großmutter flößte einige Tropfen über die trockenen Lippen des offenbar Fiebernden. Und als er nun so friedlich in dem schmalen früheren Bette lang ausgestreckt lag, ging es voller Befriedigung dem jungen Kinde durch den Sinn: Besser hätte er auch nicht in dem schönsten Brunfette liegen können.

Von Zeit zu Zeit legten sie ihm kalte Kompressen auf die Stirn und freuten sich, wenn ein langer Seufzer seinem Munde entfloß. Es bedeutete doch Leben.

Sie hätten kaum nötig gehabt, die Tür des kleinen Verließes so ängstlich zuzuhalten, denn in die große Stube kam selten ein Mensch.

Als Entree diente die Küche zu gleicher Zeit, zu der auch der Eingang von draußen führte. Wer kam, blieb hier bei den Frauen, da die Küche stets warm war im Winter, während in der großen Stube selten geheizt wurde.

Jetzt allerdings prasselte täglich ein helles Feuer in dem alten unförmigen Kachelofen. Holz gab es in Fülle.

Soeben hatten die beiden Frauen ihr schwieriges Samariterwerk getan, als das Geflässe eines Tefels das Nahen des gefährdeten Vaters und Schwiegersohnes ankündigte.

Da polterte er auch schon mit seinen schweren Stiefeln in die mit roten Ziegelsteinen gepflasterte Küche hinein.

„Bon jour, Mutter Chapper,“ grüßte er mit seiner heiseren rauhen Stimme, „wie habt Ihr die Nacht verbracht?“

„Schrecklich, Pierre,“ gab Madame Chapper zurück. „Wer hätte bei solchem Höllenspektakel schlafen können. Es ist nur ein Glück, daß mein altes Häuschen heil geblieben. Wohin hätte ich alte Frau flüchten sollen?“

Pierre Varonge lachte höhnisch auf.

„Habt Ihr das Dorf angesehen, unser blühendes Dorf?“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„So geht hinaus und schaut's Euch an. Es ist ein Skandal, Gott wolle die verfl... Preussens in die Hölle schicken. Sie müssen mit dem Gottseibeius einen Bund geschlossen haben. Nun sitzen sie in den bisher von den Unjern okkupierten Schützengraben, zwei Kilometer von hier entfernt. Jetzt sitzen sie da, als sei es ihr gutes Recht. Ich hasse sie, diese Deutschen,“ knirschte der erregte Mann mit den Zähnen, „hasse sie, und wenn ich ihnen Schaden kann, dann tue ich's. Diesen Bestien kann man am besten aus dem Hinterhalte beikommen und ich werde niederknallen, was mir über den Weg läuft. Ruch dich, Doudou,“ verwies er den an der Stubentür eifrig herumknüffelnden Tefel. „Selbst der Hund ist außer Rand und Band“ —

Die Alte hatte bereits versucht, den knüffelnden Hund von der Tür wegzubringen, doch war es vergebens. Sein scharfes Riechorgan witterte offenbar eine fremde Fährte.

Pierre Varonge erhob sich.

„Wollen weiter, Mutter Chapper. Es könnte für mich zu tun geben; meine Pistole habe ich bei mir.“

Die beiden Frauen waren froh, als sich der Mann entfernte, dessen Fluchen noch aus der Ferne zu ihnen herüberschallte. Vorsichtig schlich die Alte durch die laubere Stube mit den vielen vergilbten Kupferstichen und Photographien an den gefalteten Wänden und den wenigen gebrechlichen Mobilien darinnen, während Annette in den neben dem Häuschen gelegenen Bretterverschlag ging, die Ziege zu melken.

Die Alte, die sich eine Ziege, ein Schwein und ein paar Hühner hielt, kochte dem Kranken eine Milchsuppe, die sie ihm Löffelweise durch die Lippen einlöste. Auch ein geschlagenes Ei versuchte sie durch die fest zusammengehaltenen Zähne zu schieben.

Der Kranke schlucte zur großen Freude der Frau.

Nur wenige lichte Augenblicke gab es für den Kranken, häufig erging er sich in Delirien. Die kalten Kompressen taten ihm offenbar wohl, auch trank er in gierigen Zügen das Wasser, das man ihm reichte.

Als so vierzehn Tage in der steten Furcht, Pierre Laronge könne hinter das Geheimnis der verlassenen kleinen Waldhütte kommen, vergangen waren, stellte sich bei Madame Chapper eine neue Sorge ein. Es wurde nicht besser mit dem Kranken.

Sie hatten ihn untersucht und gefunden, daß er aus einer Hüftwunde eiterte. Das aber, sagte sie sich, konnte nicht die Ursache der steten Bewußtlosigkeit sein. Es mußte demnach am Kopfe liegen. Vielleicht hatte er einen bösen Fall getan und eine Gehirnerschütterung davongetragen. Ärztliche Hilfe wäre so nötig gewesen.

Woher die aber nehmen?

Nicht einmal an die Schützengräben konnten sie heran, sie hätten von den eigenen Landsleuten erschossen werden können, die eifrig auf alles sahneten, was sich auf der Seite der feindlichen Gräben bliden ließ.

Krieg, Krieg!

Madame Chapper schüttelte sorgenvoll ihr greises Haupt, als sie die kräftige Gestalt des Deutschen so hilflos wie ein neugeborenes Kind daliegen sah. Und vielleicht sterben lassen mußte, weil es an der nötigen Hilfe fehlte.

Aus dem unverständlichen Gemurmel des Patienten drängte sich zuweilen das Wort „Madonna“ in unendlich weichen Tönen hervor, welches die Frau verstand.

„Der Mann ist fromm,“ sagte die Alte bewegt.

Es kamen kalte rauhe Tage; es fiel der Schnee und hüllte das kleine Häuschen ganz wie in ein festes weißes Tuch ein. Der Wind pfliff kalt durch die Ritzen — der Kranke merkte nichts davon.

Eines Tages jedoch, als die Sonne eben wieder durch das

winzig kleine Guckfensterchen in das Gemach blinzelte und Annettes Köpfchen ganz in Gold einhüllte, da richtete sich der Kranke plötzlich auf.

Lange hatte er auf dieses süße kindliche Geschöpf geblickt mit einer leisen Erinnerung an vergangene Zeiten.

„Madonna,“ sagte er warm und streckte die Hand der lieblichen Pflegerin entgegen.

„O Madonna!“

Errötend legte Annette ihre Finger in die zwar abgemagerte, aber doch kräftige Manneshand.

„Geht es Ihnen besser, mein Herr?“ fragte sie. „Haben Sie einen Wunsch?“

„Nein, Madonna,“ sagte der Mann. „Wie ist es hier friedlich nach dem heißen Kampfe da draußen. Und ich bin so müde.“

„Haben Sie noch Schmerzen?“ fragte das Mädchen.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Wenig. Nur hier hinter der Stirn ist ein stetes Hämmern und es ist mir so wüst.“

„So schlafen Sie, mein Herr.“

„Ja, meine Madonna, ich will schlafen.“

„Großmutter,“ sagte das Mädchen mit stolzem Lächeln, „Großmutter, er hat mich Madonna genannt.“

„Wie wird er wohl, Kind. Er betet zu der Mutter Gottes.“

„Nein, Großmutter. Er sprach mit mir und nannte mich seine Madonna.“

„Er spricht im Fieber, Kind.“

Nun schritt die Genesung weiter. Der Kranke saß aufrecht im Bett und, da manch liebliches Mal die Sonne durch das fast unter der Decke angebrachte Fensterlein blinzelte und von oben herab kleine Ringelein auf Wände und Bett malte, äußerte sich der Kranke, er habe Lust, einmal heraus zu gucken aus der Tür. Zwar fühlte er noch Schmerzen im Kopf wie in der Hüfte, auch wäre er matt, aber die Luft würde ihm gut tun.

Und er fragte neugierig, wie er hierher gekommen in dieses Friedenshaus.

Da berichtete die Alte, wie die Enkelin ihn im Walde aufgefunden.

„Herr, es war riskant, Sie hierher zu bringen,“ plauderte sie wichtig. „Sie befinden sich in Feindesland und Pierre Laronge würde Sie töten, wenn er wüßte, wir beherbergten einen Prüßien.“

„Pierre Laronge, wer ist das?“

„Es ist der Vater Annettes, ein guter Patriot, doch hat er einen grenzenlosen Haß auf alles, was deutsch heißt. Und seit unser schönes Dorf durch den grausen Krieg verwüstet wurde, ist sein Haß auf das Höchste gestiegen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Leuchttuhr.

Skizze von Martin Proskauer (Berlin).

Der Hauptmann öffnete das kleine Paket, das ihm der Feldwebel gebracht hatte, und nahm einen Brief heraus. Lächelnd las er die kinderhaft geschriebenen Zeilen auf dem rosafarbenen Papier:

„Lieber Onkel! In der Tüte sind Zigarren für Dich. Das andere Paket ist eine große Liebesgabe. Bitte, gib sie dem alleinigen Soldaten, den Du hast, der niemanden hat, der ihm was schickt. Wir wollen ihm eine Freude damit machen, wir haben unsern ganzen Spartopf dafür ausgegeben. Wir senden Dir viele Grüße.

Deine Neffen Hans und Konrad.“

Der Hauptmann reichte dem Feldwebel den Brief:

„Hier, lesen Sie mal. Wir wollen den Kindern den Willen tun. Wer ist denn hier der „alleinste“ Soldat in der Kompagnie?“

Der Feldwebel überlegte:

„Wenn es dem Herrn Hauptmann recht ist — vielleicht der Kowalsky?“ schlug er vor.

„Meinetwegen,“ sagte der Hauptmann, „der klügste ist er gerade nicht, aber er gibt sich doch Mühe. Lassen Sie ihn mal kommen.“

Bald darauf trat der Grenadier Kowalsky in die niedrige Stube des französischen Bauernhauses, in dem hier dicht vor dem Feind der Hauptmann und das Kompagnie-Geschäftszimmer untergebracht waren.

Kowalsky überragte den großgewachsenen Hauptmann noch um fast einen Kopf. Der ganze Mann bot mit dem vier-eckigen Schädel, dem derben rot gebrannten Gesicht und den riesigen Händen das Bild einer schwerfälligen, ungefügen Kraft, die in dumpfer Unbeholfenheit sich selbst zu behindern schien.

„Kowalsky,“ sagte der Hauptmann, „hier habe ich ein Paket bekommen, das soll ich einem Soldaten geben, der keine Angehörigen hat. Sie haben doch niemanden?“

Kowalsky stand stramm und streckte das Kinn vor.



Im Schneesturm der montenegrinischen Berge.

Schottische Krankenschwestern, welche den Rückzug der geschlagenen serbischen Armee mitgemacht haben, auf dem Wege nach Podgorica.

„Zu Befehl, nee, Herr Hauptmann!“

„Auch keine Geschwister?“

„Nee, Herr Hauptmann, die sein schon lange tot!“

„Was sind Sie denn von Beruf?“

„Steinmetz, Herr Hauptmann.“

Der Hauptmann sah auf die Riesenhände des Soldaten.

„Na, da können Sie ja Ihre Bärensäuste brauchen, was? Hier ist das Paket, das gehört nun Ihnen, packen Sie's gleich mal aus!“

Kowalsky wurde rot und trat an den Tisch, auf dem die Schachtel lag. Mit unbeholfenen Fingern zupfte er an der Schachtel, bis ihm der Feldwebel zu Hilfe kam. Da war eine Tafel Schokolade, ein Päckchen Zigaretten und eine silberglänzende Uhr mit großen gelben Zahlen und gelben Zeigern. Auf der Rückseite der Uhr war ein schmaler Lederstreifen befestigt.

Kowalsky stand da, die Hände an der Hosennaht, und starrte die Uhr an.

„Nun sehen Sie mal,“ sagte der Offizier, „da ist ja gar eine Uhr dabei. Haben Sie eine Uhr?“

Der Grenadier schüttelte den Kopf und sah die Uhr mit den gelben Zeigern erwartungsvoll an.

„Na, also, da haben Sie eine, die Sie sogar ums Handgelenk tragen können. Feldwebel, machen Sie dem Kowalsky die Uhr an!“

„Verlegen und mit brennendem Gesicht hielt Kowalsky den Arm hin, um den der Feldwebel den Lederriemen der Uhr schnallte.

„Das macht sich aber nobel,“ scherzte der Hauptmann, „es scheint sogar eine Leuchtluhr zu sein. Passen Sie mal auf, wenn's dunkel wird, dann können Sie nachts ohne Licht die

Uhr erkennen! Nun ist es gut, nehmen Sie sich den übrigen Kram mit!“

Kowalsky raffte mit der einen Hand die Sachen zusammen, die andere mit der Uhr hielt er sorgfältig an den Leib gedrückt, dann trat er vor den Hauptmann und sagte stöhnend:

„Ich — ich dank' ot schön, Herr Hauptmann!“

Und draußen war er —

In der Bauernstube, die etwa vierzig Grenadiere der Kompanie als Quartier diente, saß Kowalsky in einer Ecke, starrte auf die Uhr an seinem Handgelenk und wartete, bis es dunkel wurde. Immer wieder fuhr er mit der großen ungeglachten Hand tastend über das Glas, das die Ziffern überdeckte, und wunderte sich, wie die Uhr wohl leuchten sollte. Er konnte es sich gar nicht vorstellen. In dem kleinen schlesischen Dorfe, in dem er aufgewachsen war und gelebt hatte, gab es so etwas für ihn nicht; und auch die Dienstzeit in der kleinen benachbarten Garnisonstadt hatte ihn aus der dumpfen Lethargie seiner Sinne nicht auferüttelt. Stumpf, gutmütig und riesengroß war er zu seinen Granitblöden im Steinbruch zurückgekehrt, bis ihn die Mobilmachung wie mit Armen, die stärker waren als seine Muskeln, aus seinem gleichgültigen und ereignislosen Alltagsdasein herausgerissen hatte.

Nun saß er da, taute an der Schokolade, die mit dem Paket für ihn gekommen war, und wandte die Augen nicht von seinem Handgelenk ab. Endlich dämmerte es und wurde allmählich finsterner. Mit großen Augen sah Kowalsky auf seine Uhr, deren Zahlen und Zeiger mit ganz mattem Schein in der halben Dunkelheit aufleuchteten. Da flammte ein Streichholz auf, und gleich darauf erfüllte das trübe Licht der an der Decke hängenden Petroleumlampe den Raum.



Nachtamp auf dem westlichen Kriegsschauplatz.  
Ein englischer Angriff wird zurückgeschlagen.

Unwillig drehte sich Kowalsky um, da trat einer der Soldaten, ein flinker, mundfertiger Berliner, zu ihm.

„Mensch, wat machste denn hier in die Ecke?“

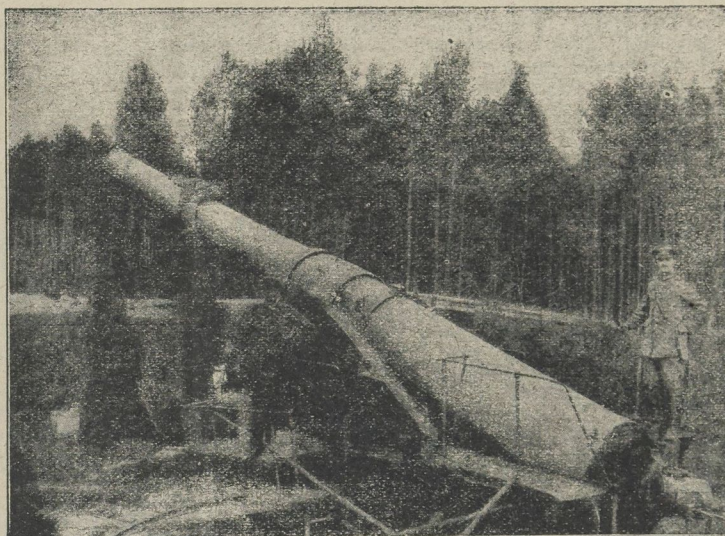
Kowalsky hob stramm den Arm mit seiner neuen Uhr. Sofort verstand der Berliner.



„Ach so, deine neue Uhr! Wenn die Leuchten soll, müßte doch hinsehen, wo's dunkel is. Hier bei det Licht wirste nißt sehen! Zeh' doch 'n bißken raus, da wird et ja schon duster!“

Gehorsam stand Kowalsky auf und stapfte zur Tür. Draußen in den engen Dorfgassen war es schon ziemlich dunkel, und mit tiefem Glücksgefühl sah Kowalsky, wie seine Uhr deutlicher leuchtete. Die Augen fest auf das Geschenk geheftet, stolperte er weiter, und immer heller blinkte der grünliche Schein auf dem Zifferblatt dieser wunderbaren Uhr.

Jetzt war es ihm auch hier nicht mehr dunkel genug. Ab und zu fiel aus den Häusern ein Lichtschein auf die Straße, der ihn störte. Er wandte sich um und ging dem Dorfausgang zu, dem Wald entgegen, der sich dunkel und schwarz hinlagerte. Dort war es ganz finster, da würde die Uhr gewiß schön leuchten. Kräftig schritt er in den Abend hinein und trat zwischen die Stämme des Waldes, der sich zu einer festen Mauer aus Bäumen und verwildertem Unterholz zu-



Siegesbente.

Im Osten erbeutete japanische Schiffskanone.

gefangen war. Er versuchte sich loszureißen, als ihn ein neuer Stoß traf; und ein Bajonett blitzte drohend vor seinem Gesicht auf. . . .

Da blieb er still liegen. Nun zerrten die Fäuste an ihm, und er verstand, daß er aufstehen sollte. Langsam richtete er sich auf, die Franzosen traten, die Gewehre mit den Bajonetten in den Händen, dicht neben ihn — es mußten mindestens sechs oder acht Mann sein, soviel er in der Dunkelheit erkennen konnte — und stießen ihn vorwärts.

Rasch marschierte der kleine Trupp durch den Wald. Und ehe noch Kowalsky recht zur Besinnung gekommen war, lag das Gehölz hinter ihm, und sie gingen im Eilschritt einen engen Weg quer über die Felder in der Richtung auf die feindlichen Stellungen zu. — Vorsichtig versuchte Kowalsky



Deutsche Heldengräber im Osten.

Die Grabanlage wurde von Kameraden für die Gefallenen eines Schleswig-Holsteinischen Regiments errichtet.

sammenschloß. Hinter ihm lag das Dorf und vor ihm der düstere stille Wald. Tief in die Betrachtung seines Ahrenwunders versunken, das hier in ungeahnter Pracht seine gelben Zahlen leuchten ließ, ging er weiter.

Plötzlich stolperte er, fiel vornüber und wollte im Sturz die Hände ausstrecken, als er schon spürte, wie sich Menschen auf ihn warfen, Fäuste überall nach ihm griffen und eine berbe Hand ihm die Gurgel zudrückte. Er stieß mit den Beinen um sich, da traf ihn ein harter Schlag in den Rücken, daß er nachgebend, lang auf den Moosboden fiel. Die Fäuste, die ihn hielten, ließen nicht locker, und als er mühsam den Kopf drehte, sah er in der Dunkelheit die Umrisse von Männern, die schweigend und feuchend auf ihm lagen.

Zuerst stierte er die Männer, die ihn hielten, mit blöden Augen an, dann erkannte er mit jähem Schreck, daß er von den Franzosen



Auf Vorposten auf einem Hochplateau in den Vogesen. Leipziger Presse-Bür.

sich umzusehen aber kaum machte er eine leise Bewegung, so tauchte das blanke Bajonett mit seiner stumm eindringlichen Sprache vor seiner Nase auf. Einmal sprach ihn einer der Franzosen an, aber er verstand kein Wort und zuckte die Achseln. So wanderten sie dahin; Kowalsky in dumpfem Staunen, was wohl aus ihm werden würde, und was der Hauptmann sagen würde, wenn er morgen früh beim Appell nicht da wäre? Bei diesem Gedanken zuckte er zusammen, da durfte er auf keinen Fall fehlen.

Verstohlen sah er nach seinem Handgelenk, die Uhr war noch da. Dann warf er sich mit weit ausholenden Armen auf die beiden Franzosen, die links neben ihm gingen, und riß sie zur Seite. Da spürte er mitten im Sprung einen dumpfen Schlag an den Kopf und fiel ohne Besinnung zusammen. —

Als Kowalsky zu sich kam, lag er im feuchten Gras auf einer Waldböschung; ein Franzose stand neben ihm und stieß ihn mit dem Fuße in die Seite. Mühsam öffnete er die Augen; sein Schädel tat ihm weh, als ob ihm ein Granitblock seiner schlesischen Heimat darauf gefallen war, und alle Knochen schmerzten.

„Stehen Sie auf!“ sagte der Franzose auf deutsch in befehlendem Ton, „ich will Sie etwas fragen.“

Kowalsky raffte sich zusammen und stand auf. Hinter ihm war eine kleine Erdhöhle, aus der die Köpfe von vielleicht einem Duzend Franzosen herausstachen. Es war eine Feldwache, die zu einem Patrouillengang vorgestoßen war und der er gerade in die Hände gelaufen war.

Am Horizont schimmerte ein matter heller Schein empor, der die nächste Umgebung im fahlen grauen Licht erkennen ließ. Der französische Offizier, der vor Kowalsky stand, stellte verschiedene Fragen, aber der Grenadier schüttelte nur den Kopf.

Da mußte er ja ein schöner Soldat sein, wenn er den Kerlen hier Antwort geben wollte, dachte er. Hatte nicht sein Herr Hauptmann neulich noch gesagt: Lieber sich totschlagen lassen, als den Feinden etwas verraten! Warum tat ihm nur der Kopf so weh? Allmählich fielen ihm die Begebenheiten wieder ein. Rasch sah er nach seinem Handgelenk — die Uhr war fort!

„Meine Uhr!“ rief er erschrocken ganz laut, „meine Uhr ist furt!“

„Ich weiß von Ihrer Uhr nichts,“ sagte der Franzose ungeduldig, „wollen Sie jetzt antworten oder nicht? Wie stark ist die deutsche Besatzung dort in dem Dorf?“

„Meine Uhr!“ wiederholte Kowalsky fassungslos. Der Offizier stieß einen Fluch aus und rief einen Befehl. Ein Soldat sprang herzu und zerrte Kowalsky mit sich bis zu einem Baum, wo er ihm bedeutete, sich hinzusetzen.

Der Offizier kauerte sich in der Nähe auf einem Baumstumpf nieder, zog ein Blatt aus seiner Kartentafel und begann, eine Meldung zu schreiben. Kowalsky hauchte, die Knie an den Leib gezogen, mit gesenktem Kopf am Baum und starrte seinen Arm an, wo vorher die Uhr gewesen war. Immer wieder schüttelte er den Kopf, dann streckte er dem Franzosen seine Hand hin und fragte pantomimisch nach seiner Uhr. Der Franzose lachte. Er verstand, was der dumme Deutsche da wollte. Hatte er ihm doch selbst, als er infolge des Kolbenhiebes vorhin zusammenbrach, die Uhr vom Handgelenk abgesehnt und eingesteckt.

Jetzt wüßte er den deutschen Bären tüchtig ärgern. Verständnißvoll nickte er Kowalsky zu, zeigte mit dem Finger eine Uhr und wies auf die braune Tasche, die der Offizier dort an seiner Hüfte trug.

Kowalsky sah aufmerksam den Bewegungen seines Wächters zu. Also der Kerl da hatte ihm seine Uhr fortgenommen? Vor Schmerz und Wut über den Verlust wurde ihm ganz heiß. Seine Uhr wollte er wiederhaben!

Der Franzose, der ihn bewachte, wandte gerade den Kopf, um seinen Kameraden in der Erdhöhle den ausgezeichneten

Spaß mit dem Gefangenen zuzurufen; da fuhr ihm eine Riesenhand um den Hals, und ein Schlag gegen die Schläfe hämmerte ihn lautlos zu Boden.

Kowalsky sah sich blitzschnell mit wilden Augen um. Der Kerl lag still, die Franzosen dort hatten nichts gemerkt; und der Offizier saß ruhig am Baumstumpf und schrieb. Kowalsky schnellte mit einem gewaltigen Sprung vor; unwiderstehlich packte seine gewaltige Faust den Offizier von hinten in den Ledergurt — ein Riß, daß der Körper des Franzosen hochflog und der Lederriemen platzte — und der Grenadier stürzte, die braune Tasche fest in der Hand, mit riesigen Sähen zwischen den Stämmen des Waldes davon.

Als der Offizier sich aufraffte und atemholend aufschrie, stürzten die anderen Soldaten aus der Erdhöhle. Der Franzose, den Kowalsky niedergeschlagen hatte, lag im Moos und rührte sich nicht mehr. Mit ihren Gewehren eilten die Franzosen in den Wald hinter dem Deutschen her, der ihnen erst so dumm in die Hände gelaufen war und sich jetzt mit so unsagbar kühner und furchtbarer Kraft wieder den Weg zur Flucht gebahnt hatte. — — —

Am Abend ging die Tür des Zimmers, in dem der Feldwebel saß, ein riesiger Soldat trat ein und schlug die Abjäge zusammen.

Der Feldwebel stand auf:

„Kowalsky, Mensch! Wo kommen Sie denn her? Leben Sie denn überhaupt noch? Und wie sehen Sie bloß aus?“

Kowalsky sah wirklich nicht gut aus. Das Gesicht verschwollen, die Uniform zerfetzt und beschmutzt, Moos und dürres Laubim schweißigem Haar, ohne Mühe stand er leuchtend vor dem Feldwebel. In der Hand hielt er fest umkrampft eine Ledertasche an einem zerrissenen Riemen. Kowalsky erzählte. Kopfschüttelnd hörte der Feldwebel zu.

„Und wie sind Sie nun zurückgekommen?“

„Ich bin halt furt,“ sagte Kowalsky mit bedrückter Miene. „Af'n Baum 'nuf! Und wie daß die Franzosen vorbei war'n, bin ich runter und weitergemacht, bis ich eben das Dörfle hier wieder gesehen hab'. Aber wenn ich, und ich tu amal den Kerl, den Franzus'n mit mein'r Uhr erwischa, dem geht's ni gut! Meine Uhr is furt und bleibt furt,“ schloß er seinen Bericht, „hier ei der Tasche is sie och nich!“

„Nun kommen Sie mal mit zum Herrn Hauptmann,“ sagte der Feldwebel; und beide gingen zu dem Vorgesetzten, der den Bericht des wiedererscheinenden Kowalsky mit Erstaunen anhörte.

„Das kommt davon, wenn man wie ein blindes Huhn fortrennt,“ sagte er endlich, „wissen Sie nicht, daß es streng verboten ist, aus dem Dorf zu gehen? Na, diesmal mag's gut sein, Sie haben ja Ihre Strafe weg. Zeigen Sie doch mal die Tasche her!“

Er nahm die braune Ledertasche und zog verschiedene Papiere heraus, die er sorgfältig durchblätterte. Plötzlich hielt er inne, las ein Blatt, las es wieder und wurde ganz aufgeregert. Endlich drehte er sich um.

„Feldwebel,“ sagte er, „wissen Sie, was der Kerl, der Kowalsky, hier mitgebracht hat? Den französischen Divisionsbefehl mit allem Zubehör! Das ist für unser Oberkommando von größter Wichtigkeit. Ein Radfahrer soll sofort damit zum Stab!“

Der Feldwebel eilte zur Tür, indessen sagte der Hauptmann lachend:

„Kowalsky, Sie sind ja ein toller Kerl! Was Sie da mitgebracht haben, ist mehr wert als Ihre olle Uhr. Wissen Sie, was Sie als Ersatz kriegen? Das Eiserne Kreuz! Denn das ist Ihnen wahrscheinlich sicher!“ —

Und diesmal schien der Grenadier Kowalsky, entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit, sehr schnell und richtig verstanden zu haben, denn der betäubte Ausdruck seines derben verstaubten Gesichts wich, und er verzog den Mund zu einem ungeheuern freudigen Grinsen.

Wie lang die Jugend währt, ich will dir's sagen:  
Sie währt so lang es dich noch treibt und zwingt,  
Das Glück, das vor dir herfliehet, zu erreichen!

## Fürs Haus.

Das Alter aber zählt von jenen Tagen,  
Wo du schon glücklich bist, wenn's dir gelingt,  
Dem Unglück auszuweichen.

### Der Nachbar erzählt . .

W eine Jungens — ich weiß nicht, wie  
Das so kam — in Geographie  
Waren sie immer heillos schwach.  
Der Lehrer schlug ihnen Ach und Krach  
Wie Trommelfeuer hinter die Ohren,  
Aber da war alle Mühe verloren!  
Hätte man sie nach Brüssel gefragt,  
Hätten sie was von China gesagt,  
Konstantinopel und Balkanstaaten  
Wären nach Hinterpompenn geraten.  
Keine Ahnung hätten sie — oh! —  
Sicher gehabt von Montenegro.  
Gar eine Frage nach russischen Städten  
Hätten sie sich entschieden verboten,  
Und von Frankreich, dem Lande des Lichts,  
Wußten sie nichts.  
Auch von England ahnten sie dies  
Eine nur: Die Gegend ist mies! —  
Geographie: ganz hoffnungslos!  
Trotzdem wurden die Jungens groß,  
Und die Kanonen gingen los.

Ei, da waren die Jungens dabei,  
Immer voran in der vordersten Reih.  
Belgien mit im Sturm überrannt,  
Dann marschirt im französischen Land;  
Später nach Rußland abkommandiert,  
Bis nach Mitau und Riga marschirt.  
Dann miterlebt das galizische Drama;  
Und heute beschau'n sie das Panorama  
Der serbischen Berge. Früher war  
Die Gegend verflucht. (Räubergefahr!)  
Doch werden sie dort nicht lange bleiben,  
s' reicht kaum zum Ansichtskarten schreiben.  
Madensen ist ihr Reisegefährte,  
Und er hat's eilig. — Auf jeden Fall  
Wollen sie im Vorübergehn  
Konstantinopel sich mal befehn,  
Auch besuchen das heilige Land,  
Wo Krippe und Kreuz des Heilands stand.  
Aber zuletzt ist ihr Reiseziel  
Der berühmte Sueskanal und der Nil.  
Sie wollen da unten bei den Fellachen  
Auch mal die große Saison mitmachen.  
Merchand Feuerwerk haben sie mit:  
Mörser und Minen und Grafit,  
Den Briten gründlich nach Hause zu leuchten,  
Die allzulange die Gegend verzeuchten.

Nach alledem scheint's — oder irr' ich mich  
bloß? —

Die Welt ist heute gar nicht mehr groß,  
Wenn überall braust das deutsche Hurra!  
In Europa, Asien und Afrika,  
Wenn das, was die Geographie sonst lehrt,  
Heute' fast zur Heimatkunde gehört,  
Dann wund'r ich mich nicht, daß endlich den  
Jungen

Die schwere Wissenschaft gelungen.  
Denn sicher, Nachbar —, was sagen Sie?  
Jetzt können die Jungens Geographie.  
D. E. K. J. Ahlemann.

### Complerpflichten zu Kriegszeiten.

Von Dr. von Gneist.

Wie glücklich sind doch die Mütter daran,  
die ein Töchterchen ihr eigen nennen, das  
während der trüben Tage der Kriegszeiten  
ihren Sonnenschein ist!

Denn wer am meisten unter der Abwesen-  
heit der Väter und Söhne, die hinausgezogen  
ins Feld, leidet und die Trennung wohl am

schwersten trägt, das sind doch die Mütter.  
Die Geschwister empfinden die Lücke gewiß  
nicht weniger schmerzhaft. Aber die Jugend  
mit ihrem heiteren, frischen Lebensmut sieht  
alles das, was die jetzige Zeit mit sich bringt,  
mit ganz anderen Augen an, als die ältere  
Generaion; Heiterkeit und Frohsinn sind  
nun einmal der kostbare Schatz der Jugend,  
und diese Fröhlichkeit läßt sich selbst in er-  
sten Zeiten nicht ganz unterdrücken.

Die gute Tochter bedenkt in zartfönniger  
Weise im stillen, bevor sie ihren Vergnügen  
und Abhaltungen nachgeht, ob Mütterchen  
auch nicht am Ende gar trübselig und ver-  
lassen daheim sitzt, oder gezwungen ist, den  
tagtäglichen Spaziergang einsam vorzuneh-  
men, wobei man dann so leicht traurigen  
Gedanken nachhängen könnte.

Es sind ja Kriegszeiten, wo so gern jeder  
ein Opfer bringt, und wo auch die Jugend  
gern mal auf die erhoffte Abwechslung ver-  
zichtet, da sie weiß, daß auch ihrer jetzt be-  
sondere Pflichten warten. Eine besondere Ver-  
antwortung ruht auf den jungen Schultern,  
so lange Vater und Bruder ferne weilen;  
die junge Tochter kann ja unendlich viel da-  
zu beitragen, daß die Heimkehrenden die  
Mutter gesund und frisch daheim vorfinden.  
Denn nichts zerstört so sehr die Gesundheit,  
wie trübseliges Grübeln in der Verlassenheit  
einsamer Stunden; aber nichts hilft so sehr  
über traurige erste Zeiten hinweg, wie das  
heitere Geplauder der Jugend, die zärtliche  
Fürsorge eines liebenden Tochterherzens.  
Oft begegnet man auf Spaziergängen solchen  
einsamen Müttern; das Töchterchen ist da-  
vongeflogen, besucht eine Freundin, verbringt  
die Zeit vielleicht mit Nützlichkeiten; jeder  
Tag bringt neue Ablenkungen. Und für die  
Mutter bleibt keine Zeit! Gewiß soll der  
Jugend ihr Anrecht auf ihre kleinen Freu-  
den nicht geschmälert werden, und die Mut-  
ter ist ja auch nicht ganz und gar allein auf  
die Gesellschaft der Tochter angewiesen.

Aber es gibt Tage und Stunden, wo auf  
dem hangenden Mutterherzen die Sorge um  
die Draußenstehenden doppelt schwer lastet,  
sei es, daß das Ausbleiben der Feldpost, oder  
irgendwelche die Spannung noch vermehren-  
den Nachrichten das nach draußen Horchen  
besonders qualvoll gestaltet.

Die feinfühligere Tochter weiß es wohl,  
wo alsdann ihr Platz ist, verzichtet gern und  
ohne Murren auf ihre kleinen Freuden und  
trägt durch ihre heitere jugendliche Son-  
nenheit in das trauernde Gemüt der ins-  
geheim vielleicht recht trostlos Grübelnden.  
Sie kennt keine Launen, keine unfreundlichen  
Stimmungen, um der seelisch oft schwer Lei-  
denden nicht die Bürde, die sie zu tragen hat,  
noch zu erschweren.

Es hat eben in Kriegszeiten ein jeder  
seinen Anteil an den Pflichten des Tages,  
und keiner ist zu jung, zu unerfahren dazu,  
feiner ist überzählig.

Für jeden gibt es einen Platz, wo er ihn  
obliegende Pflichten treulich zu erfüllen, und  
wo er auszuharren hat, wie der Soldat auf  
seinem Posten, damit nicht jene schämigen  
Feinde, Kummer und Sorge, ihren Einzug  
halten, seckhaft werden und Verheerungen  
anrichten können.

Was für ein köstliches Bewußtsein wer-  
den die jungen Töchter instillen dann später  
hegen können, wenn die von draußen Heim-  
kehrenden ihren Einzug halten, wenn sie sich  
sagen können, auch wir haben in der ver-  
gangenen schweren Zeit eines Amtes zu wal-  
ten gehabt und haben freudig unsere Pflicht  
gelebt.

### Für die Küche.

**Rhabarberkalksüßel.** Zwei Pfund Rha-  
barber werden sauber gewaschen, abgezogen,  
in Stücke geschnitten und mit einem Liter

Wasser weichgekocht, genügend Zucker daran  
getan. Man kann nach Belieben die Masse  
durch ein Sieb streichen oder die Stücke vor-  
sichtig lösen, daß sie nicht verfallen, und  
dann ganz lassen. Zwölf Blatt Gelatine,  
 $\frac{1}{4}$  weiß,  $\frac{1}{4}$  rot, wird in kaltem Wasser ein-  
geweicht, dann unter die kochende Masse ge-  
rührt. In eine Glasküßel gefüllt und nach  
Belieben mit einigen feingeschnittenen Man-  
deln bestreut.

**Freilandellen.**  $\frac{1}{2}$  Pfund gehacktes Fleisch  
wird mit einem halben Pfund kalten gerie-  
benen Kartoffeln vermischt, 1 Ei, eine in  
Fett gedämpfte Zwiebel, feingewiegte Peter-  
silie, Pfeffer und Salz dazu gegeben. Da-  
von formt man Freilandellen, die man in  
Paniergriß wendet und schön braun bädt.

**Spinatförmchen** (auch von Keften). Das  
fertige Gemüße mischt man mit 2 Eigelb,  
einige Löffel weißer Mehlschwitze und etwas  
Kartoffelmehl. Man füllt eine mit Butter aus-  
gestrichene Tasse halbvoll mit der Masse, tocht  
sie im Wasserbad  $\frac{1}{2}$  Stunde und stürzt sie.  
Mit Pratikartoffeln als Abendessen.

**Rhabarber-Auflauf.** Man bereitet ein  
Rhabarberkompott, läßt es erkalten. Kubeln  
werden in Salzwasser weich gekocht, dann  
gibt man in die getrichene Form eine Lage  
Kubeln, den Rhabarber, wieder eine Lage  
Kubeln. Dann geht man ein mit etwas  
Milch verquirltes Ei darüber und bädt den  
Auflauf im Ofen eine halbe Stunde.

### Haushirtschaft.

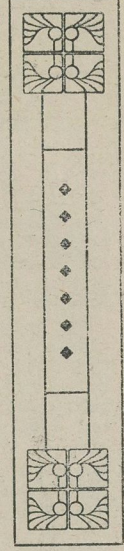
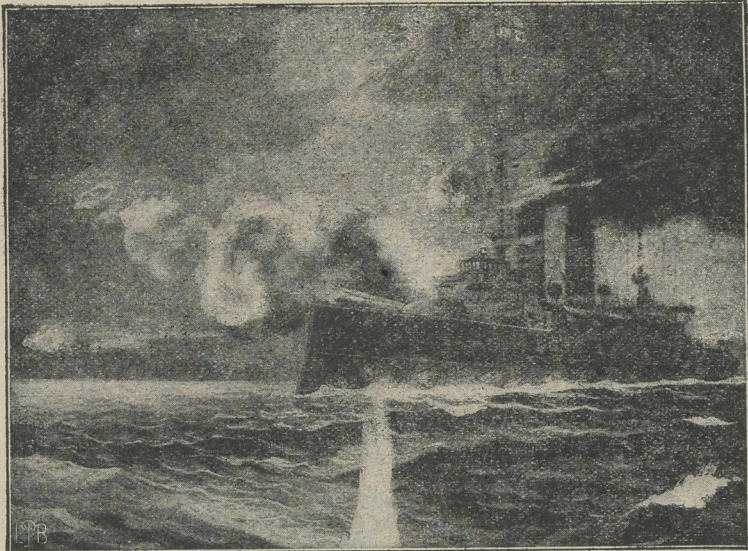
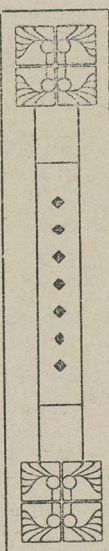
**Vogelkäfige und Völkern zu desinfi-  
zieren.** Man bestreut den Boden der Käfige  
sowie der Zimmervölkern zuerst mit einer  
Schicht Feldgips, hauptsächlich da, wo sich  
die Trinkt- und Badegefäße befinden. Über  
diese Gipschicht streut man den gewöhnlich  
verwendeten Sand. Dasselbe Mittel ist auch  
auf Taubenböden und in Hühnerställen mit  
bestem Erfolg anzuwenden und um so mehr  
zu empfehlen, als der Gips die Dungkraft  
des Vogelmistes erhöht und vermehrt.

**Feuerfester Denkkitt.** Man verfechte gleiche  
Teile Lehm- und Mehlkieser mit dem vier-  
ten Teil Asche oder Eisenfeilspäne, worauf  
die Masse mit Kalk und Rindsbhut einge-  
mengt wird.

**Eier, welche man aufbewahrt,** soll man  
in eine größere Anzahl kleinerer Behälter  
hineintun; denn sobald man anfängt, aus  
einem Behälter zu verbrauchen, die Luft  
also Zutritt zu den Eiern bekommt, darf  
man lange Zeit vergehen lassen, bis das Ge-  
fäß leer wird. Die Eier halten sich am besten,  
wenn man sie senkrecht in die Gefäße ein-  
stellt und diese, entweder Krüge oder dicke  
Gebinde, welche gut verschlossen sein müssen,  
jede andere Woche wendet, so daß abwechselnd  
das stumpfe und das spitze Ende der Eier  
nach unten kommt.

### Aquarienkunde.

**Fische und Wasserpflanzen.** Trotz aller  
Aufklärung von Seiten der Aquarienkundhaber  
will es noch immer nicht gelingen, das Gold-  
fischglas zu verdrängen. Die Leute sind zu  
sehr daran gewöhnt, obgleich es in seiner un-  
glücklichen Form für die Fische kein behag-  
licher Aufenthalt ist. Der Aufenthalt wird  
aber schon behaglicher, wenn nun ein paar  
Wasserpflanzen dazu kommen. Diese kann  
man leicht hinzufügen, wenn man ein Töpf-  
chen halb mit Erde gefüllt, eine Wasser-  
pflanze hineinstellt und nun das Töpfchen  
bis zur Oberfläche mit gewaschenem Sand  
füllt. Wenn man sieht, wie die Fische mit  
den Pflanzen spielen, im Sande wühlen usw.,  
ist die kleine Mühe reich bezahlt.



Das Küstzugsgesicht der Engländer von Gallipoli.  
Ein englisches Schlachtschiff im Kampf mit den Forts von Sedd-ül-Bahr. Nach einer Zeichnung von Dr. Klamroth.

## Rätsellecke.

### Bisitenartenrätsel.

A. T. Kerrics

Suhl.

Welchen Beruf hat dieser Mann?

### Zweijilberrätsel.

Des Lichtes Wiege ist das erste Wort,  
Die letzten zwei bezeichnen einen Staat,  
Der, klein zuerst, doch dann zum Hort,  
Für viele andre sich erhoben hat. —  
Das Ganze ist von diesem nur ein Teil,  
Der volle Blüte erst zurückerlangt durch Friedens Heil.

### Dreijilberrätsel.

Setzt einem deutschen Vogel in das Herz,  
Man sieht eine englische Zahl zum Scherz,  
So stellt sich überraschend vor uns hin  
Ein französisches Wort von feindlichem Sinn.

### Gleichlangrätsel.

D, hätte ich sie doch! —	D, hätte ich ihn doch! —
So hast du oft gedacht,	So hast du oft gedacht,
Wenn in den Lüften hoch	Wenn Klänge, tief und hoch,
Der kühne Adler jagt.	Umrauschten dich mit Macht,
Der Menschen Ziel u. Streben	Und deine Seele hoben
Nun ist es ja erfüllt:	Auch adergleich hinauf, —
Er kann im Fluge leben,	Denn immer ist nach oben
Das Sehnen ist gestillt. —	Gerichtet unser Lauf. —

### Zweijilberrätsel.

Ein Wort, das sonst meist mit Musik verbunden,  
Schafft jetzt — durch andern Sinn —  
Des Reiches Lenkern arbeitreiche Stunden;  
Denn stets erkennt man drin  
Der Überhebung und der Feindschaft Stimme,  
So war's das Beste nun,  
Statt Raum zu geben dem gerechten Grimm,  
Es schweigend abzutun.

### Scharade.

Die erste Silbe hört man gern  
Als Antwort auf die Bitte.  
Die Zweite nennt der Pole „Herr“,  
Ein Land ist's nach dem Reich der Mitte.

### Dreijilberrätsel.

Die ersten zwei erfreu'n durch muntre Lieder,  
In Flur und Hain und auf dem lekten auch.  
Das Ganze aber hallt von Schreden wieder,  
Durch mörderischen Kampfes Todeshauch.

### Kreuzrätsel.

1 — 2	Getreideart.
3 — 4	Nahrungsmittel.
1 — 4	Wildbret.
3 — 2	Insekt.
2 — 4	Teil des Fußes.

### Zweijilbige Charade.

Ein Name ist's, von altem deutschen Klang,  
Den uns die erste Silbe kündigt,  
Im Dorf und auf dem Schlosse man ihn findet,  
Ein Dichter hieß so, dem manch' Lied gelang  
's ist nur nicht leicht zu lesen.

Wer Ruhe will, der sucht die zweite auf,  
Denn meist ist still und friedlich sie gelegen,  
Luftwandelt auf bequemen eb'nen Bege  
Und löst dem Wellenhaber seinen Lauf.  
So hofft er zu genesen.

Das Ganze aber liegt auf freier Höh',  
Ein Städtchen klein, doch durch die Schätze groß,  
Die man hervorhebt aus der Berge Schoß,  
Und ruhbar macht in seiner nächsten Näh' —  
von alters her gewesen.

### Dreijilberrätsel.

Mein Wort ist in dreifachem Sinne zu schauen,  
Rohrl lieben, in Gold gefaßt, es die Frauen,  
Als prächtige Blüte ist auch es zu sehen,  
Doch, wen es trifft, um den ist's geschehen.

### Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer

Rätsel. Troja. — Trojan.

Charade. Rittergut.

Homonym. Ungeraten.

Rätsel. Talsch — Schlaf.

Gebruckt und herausgegeben von Paul Scheitlers Erben, Geiellisch, m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Ansb. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Scheitler, Cöthen.  
Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.



